

Trinkt nur, trinkt!

Eine literarische Schnapsidee | Das Magazin 1999

Wenn dieser Tage die Leipziger Buchmesse wieder ihre Tore für Tausende Besucher und Schriftsteller aus aller Welt öffnet, befinden sich unter ihnen nur wenige Autoren der DDR. Von Stasianschuldigungen zerrüttet, meiden Honeckers Hofschreiber das Licht der Öffentlichkeit, fristen ein Schattendasein am Rande der Literaturgesellschaft.

Zu Recht, wie nicht nur Geheimdossiers und Gauck-Akten belegen, sondern auch eine tief-schürfende Analyse der ostdeutschen Literatur. Denn mehr als dreißig Jahre wogte dort ein Meer von Alkohol. Kaum ein Buch, in dem nicht gezecht und gebechert wurde; unzählige Liter Wodka, Wein und Wernesgrüner, die sich aus den Zeilen der Bücher in die Hirne der Käufer ergossen. Dokumente der Hauptverwaltung Literatur beweisen: Mit der feuchtfröhlichen Prosa sollten die Leser durch die Blume in Ja-Stimmung zur herrschenden Politik versetzt werden. Um ihren Plan in die Tat umzusetzen, macht die SED-Spitze 1954 einen Mann namens Becher zum Kulturminister und läßt über ihn die Rolle der DDR-Literatur neu definieren – nicht Magd, sondern Barfräulein der Ideologie soll sie sein. Auch der heimliche Spiritus rector der DDR-Künste, Walter Ulbricht, ist mit von der Partie. Auf einem als „Bitterfelder Konferenz“ getarnten Trinkgelage gibt er den Schriftstellern den deutlichen Wink, sich der „Gestaltung des brausenden umwälzenden Lebens in unserer Gesellschaft“ zuzuwenden. Erstaunlich: Die meisten Erzähler sind von der Aussicht auf hochprozentige „Kulturarbeit“ beschwingt, bedienen mit flüssigen Formulierungen das Motto „Greif zur Flasche, Kumpel!“

1961 erscheint Karl-Heinz Jakobs „Beschreibung eines Sommers“. Herzstück des Romans ist eine längere Passage, die sich hervorragend in die geheime Strategie schmiegt: *Mit der Hartnäckigkeit Betrunkener probierte ich eine ganze Weile, die leere Flasche aufrecht hinstellen, und nahm zwischendurch einige aus der vollen, was mich erheiterte. Schließlich ließ ich die leere Flasche auf den Fußboden fallen. Sie rollte unters Bett. Ich war an meinem kritischen Punkt angelangt, den ich kannte: Es kam jetzt darauf an, durch nichts abgelenkt zu werden. Jetzt durfte ich nur noch ans Trinken denken.* Brigitte Reimann („Ankunft im Alltag“) zeigt im selben Jahr klar auf, woran es bei der DDR-Schul教育 noch hapert: *Recha schüttelte sich, der scharfe Schnaps trieb ihr Tränen in die Augen. „Ich bin's nicht gewöhnt“, sagte sie entschuldigend. „Beim Klassenfest durften wir höchstens mal einen Likör trinken.“ – „Ja, prost denn! Trinkt nur, trinkt!“,* fordert Strittmatters Ole Bienkopp 1963 die Bauern seines Heimatdorfes ungeniert auf. Daneben weiß der Nachwuchsautor durststeigernde Vergleiche einzustreuen: *Was so ein Mähfresser tagsüber ausdrischt, Himmel und Wolken! Wieviel Kornschnaps ergäbe das? Ein Faß – so groß wie eine Schneiderstube.* Erik Neutsch skizziert in „Spur der Steine“ das Lustpotential eines bretternden Alkoholduos: *Ein Bier, ein Wodka, ein Langes, ein Kurzer – das verhiß immerhin noch Abwechslung.*

Doch sind die meisten dieser Indoktrinierungsversuche noch ungeschliffen-hölzern. Die Leser beginnen, die schematischen Darstellungen abzulehnen, haben die Bevormundung satt. Indirekte Folge: Der Alkoholkonsum im Land stagniert. Die Partei greift zu einem gewagten Mittel. Unter dem Signum einer neuen Transparenz läßt sie kritische Lektüre erscheinen, die dafür um so höhere Dosen Spiritus enthält. Bestes Beispiel: Hermann Kant. 1965 philosophiert er in seiner „Aula“ über Weinanbau, moniert den mangelnden Umschleißfaktor von Dünnbier, nimmt eine dialektische Einteilung der Sorten vor: *Wir hatten übersehen, daß Bier nicht gleich Bier ist; da gibt es Schwarzbier und Weißbier, privates und volkseigenes und schwaches und starkes.* Im Dezember des gleichen Jahres steigt das sogenannte SED-Kulturplenum, auf dem die Partei hart mit Abstinenzlern vom Schlage eines Peter Hacks und Werner Bräunig ins Gericht geht. Auch Heiner Müller wird angegriffen, weil er im „Lohndrucker“ einen Budiker sticheln ließ: *Arbeiterstaat, Arbeiterbier.*

IMMERGUT·DAUERMILCH·REZEPTE



Danach wagen es nur noch wenige Literaten, gegen die Benebelungsaktion zu opponieren. Christa Wolf schmuggelt in ihren neuen Roman eine warnende Passage ein: *Christa T., die Lehrerin, sitzt mit den Bauern in der Ecke am Ehrentisch und wird mit Bier traktiert.* Ein ganzes Jahr lang wird das Buch deswegen nicht ausgeliefert. Fritz Rudolf Fries' „Der Weg nach Oobliadooh“ steht gleich 13 Jahre unterm Bannstrahl. Anstoß erregt eine Szene, in der Fries Organe und Insignien des Staates unzulässig vermischt: *Am Ende drehte und walzte alles um die Fahne der FDJ, und auch die Polizei war nicht mehr abgeneigt, am fröhlichen Jugendleben teilzuhaben.* Um ideologische Anschläge wie diese besser parieren zu können, lässt die Partei ihre Alkoholinitiative theoretisch absichern, duldet dabei die literarische Gestaltung „individueller Forderungen“ an die Gesellschaft – bisher ein Tabuthema. „Diese Ansprüche sind gesellschaftlich-geschichtlich berechtigte“, postuliert Literaturvordenker Dieter Schlenstedt in der Zeitschrift „Sinn und Form“. Intern ist man sich über den Charakter der Ansprüche einig, hat man den alten Arbeitertraum, mal endlich was Anständiges zum Hinter-die-Binde-gießen zu erhalten, zur Staatsdoktrin erhoben.

Ähnlich geschickt werden die Liberalisierungsimpulse des VIII. Parteitages 1971 kanalisiert: „Es bestehen noch Unterschiede und bestimmte differenzierte Interessen zwischen den Klassen und Schichten“, konzidiert Kurt Hager – meint damit im Klartext: Wein für die Intelligenz, Schnaps und Bier für die Proletarier. Daran wird sich vor der nächsten Epoche nichts ändern. Volker Braun, der auf die Gestaltung der Arbeiterklasse abonniert ist, beeilt sich denn auch, volkseigenen Gerstensaft in den Mittelpunkt seiner Prosa zu rücken. In „Der Schlamm“ chiffriert er einen simplen Trinkvorgang: *Das Kunststofftablett mit den Gläsern hob sich über dem Gewühl heran, alle Augen verfolgten seinen Kurs, irgendwo ging es vor Anker. Zwei Hände setzten rasch die Gläser auf den Tisch, andere Hände, braun, rissig, riesenhaft, zogen die Gläser auseinander, die nicht voll waren – wen kümmerte das jetzt, das war gelb und hatte weißen Schaum, das war Bier, ran an den Mund und rin in den Schlund, das Tablett nahm Kurs auf die Theke, unzufriedene Augen im Schlepp.*

Doch einige Romanciers nutzen die lockergelassenen Zügel zum Aufstand gegen die verabredete Pichelprosa. Günter de Bruyn führt in „Preisverleihung“ Brauns überschäumende Ästhetik ad absurdum: *Mir schmeckt noch heute kein Bier, weil meine Mutter meinte, wer Bier trinke, schlüge auch Leute tot.* Auch Stefan Heyms „Fünf Tage im Juni“ ist unbequem, kann nur im Westen erscheinen. Ein einziger Satz hat das Buch in der DDR undruckbar gemacht: *Sie goß sich hastig Wodka, Marke Adlershof, in ein Gläschen und trank diesen in einem Schluck.* Brisant: Der Wodka der hier beschriebenen Sorte assoziiert einen Berliner Schauplatz des Juniaufstandes. Heym weigert sich jedoch hartnäckig, den Namen auszutauschen, will Geschichte korrekt kolportieren.

Mehr Freude hat die Partei – trotz des anrühigen Titels – an Jurek Beckers „Irreführung der Behörden“, ein Werk, das vor allem gängige Verführungsmuster des DDR-Bürgers abbildet: *In der Schublade findet sich ein Kofferradio, bei Kerzenlicht und leiser Musik trinken wir Wodka.* Sein Leipziger Kollege Erich Loest sieht die Dinge entgegengesetzt: *Kaum war sie aus dem Zimmer, langte ich mir die Wodkaflasche aus dem Schrank.* Doch der Ich-Erzähler aus „Es geht seinen Gang“ ist uneinheitlich gestaltet, schwankt in der Haltung. Da Loest ihn überdies freche Seitenhiebe auf den Ex-Kulturminister abfeuern lässt (*Auf den tranken wir den fünften Wodka und den sechsten auf den armen Hund, der eines Tages Bechers Gesammelte Werke kommentieren müßte*), wird der Roman im Mitteldeutschen Verlag nicht mehr verlegt.

Standfestere Wortschmiede als Loest und Becker lehnen es von vornherein ab, Schnaps- oder Bierszenen in ihre Bücher einzubauen, verweigern sich dem abgekarterten Spiel. Die SED reagiert mit Härte, verabreicht Publikationsverbote oder bürgert aus. Nicht ohne Wirkung: immer mehr Poeten kippen um. Günter Görlich greift 1978 in „Eine Anzeige in der Zeitung“ gar zur Brechstange, um den Literaturplanern zu gefallen: *Trinken? Kein Bier, keinen Schnaps, kein*

Gläschen Wein? Zum Teufel, was soll denn das? Da kann ich mich ja gleich eintrocknen lassen. Auch Dieter Noll macht in seinem Roman „Kippenberg“ kein Hehl daraus, welche der Figuren seine Sympathie genießt: *Der lebensfrohe Bosskow trank ein Pilsner, der bedürfnislose Harra aber Wasser, nicht mal Selters, nein, Leitungswasser.* Die Partei ist derartig begeistert, daß sie eine Verfilmung des Stoffes initiiert.

Schwieriger sieht die Sache bei Erwin Strittmatter aus. Während der Volksschriftsteller im ersten Buch des „Wundertäters“ seinem Helden – noch ganz im Sinne der Partei – einen *leisen Duft von Pflaumenschnaps* ums Haar dichtete, hat der dritte Teil wegen eines heiklen Satzes schwer mit der Zensur zu kämpfen: *Man soll sich nich besaufen, wenn einem im Soff erlebtes Unrecht einfällt.* Unverblümter kann man die Kübelkampagne der SED kaum unterlaufen. Strittmatter wird kräftig geschurigelt. In seinem Erinnerungsroman „Der Laden“ sinniert er – als Zeichen des Widerstandes? – nur noch über Alkoholfreies: *Brause wird nicht von Bierkutschern gebracht.* Auch Volker Braun hat Anfang der 80er Jahre seine Position überdacht. Nicht von ungefähr liegt sein „Hinze-Kunze-Roman“ lange auf Eis: *Gut ja, log ich bereitwillig, was soll das Bier, ich trinke kein Bier ... aber Wernesgrüner!* heißt es darin. Die Zensoren sind unsicher, ob der zweideutigen Sentenz nicht eine defätistische Lesart innewohnt.

Um Braun und Konsorten wieder auf Linie zu trimmen, greift die Partei in der Folgezeit zu Zuckerbrot und Peitsche, droht mit Sanktionen, lockt mit Westpässen. Unverhüllt fordert Erich Honecker auf dem X. Schriftstellerkongreß Werke, die „das geistig-kulturelle Klima anregen und beleben.“

Mit Erfolg: 1989 gibt selbst der bis dato stocknüchtern agierende Christoph Hein seinen Widerstand auf, läßt seinen Tangospieler sagen: *Ich will mir ab und zu eine gute Flasche Cognac kaufen, das ist ja nicht zu viel verlangt.* Auch Christa Wolf steuert in ihrem „Sommerstück“ nunmehr auf Parteikurs, weiß dabei genau, was in der Intellektuellensphäre am besten zieht: *In den alten zerbröckelnden Korbstühlen saßen sie schon und tranken Rotwein, wir hatten keine Zeit mehr zu versäumen.*

Erschütterndes Fazit: Die DDR-Literatur diente der SED als perfides Werkzeug, um permanent Hochstimmung unter den Lesern zu erzeugen und jeden Widerstandswillen erschlaffen zu lassen. Das Stigma „Leseland DDR“ erhält nachträglich einen äußerst schalen Beigeschmack. Zum Glück verlief das Unternehmen im Sande. Die süffige Dichtung, ausgeheckt, um die ahnungslose Bevölkerung einer Gehirnwäsche auszusetzen, unterspülte unbemerkt auch die Fundamente von Staat und Partei. Ganz zum Wohle des Volkes.

www.meyer-schreibt.de

